

So sieht sich die Sache von unserer Seite an. Und wir meinen mit Gogh und dem französischen Dichter:

Ne crois pas que les morts soient morts.
Tant qu'il y aura des vivants
Les morts vivront, les morts vivront.

Religionsgeschichtliche Streifzüge.

Von Heinrich Cunow.

3. Totemismus und Ahnenkult.

Aus dem ursprünglichen Seelen- und Geisterglauben ist der Ahnenkultus herausgewachsen.

Sobald durch die vollständige Ausschließung des geschlechtlichen Verkehrs zwischen männlichen und weiblichen Mitgliedern derselben Hordegemeinschaft die Horde zu einer exogamen Blutsverwandtschaftsgruppe wird, die im weiteren Verlauf der Entwicklung ein sogenanntes Totem annimmt, das heißt sich als Geschlechtsabzeichen die Benennung eines Tieres, einer Pflanze, einer Naturerscheinung oder einer hervorstechenden Eigenheit ihrer Lebensweise beilegt, tritt auch in der Verehrung der Totengeister eine Änderung ein. Die Verehrung wird nun mehr und mehr auf jene Geister eingeschränkt, die einst, als sie noch eine körperliche Hülle trugen, zum eigenen Totemverband gehörten; vornehmlich aber erlangen nun die Geister der Vorfahren aus der Geschlechtsentstehungszeit, die mythischen Gründer der Totemgemeinschaften, eine übertragene Bedeutung. Sie werden zu Urvorgängern des Geschlechtes, dem dieses seinen Ursprung, seine Satzungen und sein Bestehen verdankt; während die Geister der erst in den letzten Generationen Abgeschiedenen nur noch als Schutzgeister einzelner Individuen (ihrer nächsten Anverwandten) gelten.

Zu gleicher Zeit werden die in der Totemgemeinschaft umlaufenden alten Überlieferungen von der Entstehung des Geschlechtes, von den alten Wanderungen, Kämpfen und Taten auf den Geschlechtsgründer übertragen. Der Totemgeist wird zum Geschlechtsheros, der schon, als er noch auf Erden in körperlicher Hülle steckte, übermenschliche Kräfte hatte und übermenschliche Taten verrichtete. Und bei diesen seinen Heldentaten, besonders aber bei seiner Geschlechtszeugung — so sucht eine spätere Zeit, die nichts mehr von der natürlichen Entstehung der Totemgruppen weiß, sich die Benennung der Geschlechter nach Tieren zu erklären — hat der Urahn die Gestalt eines Wolfes, Adlers, Habichts, Biebers, Ränguruhs usw. angenommen, desselben Totemtieres, nach dem sich seine Nachkommenschaft benennt. Deshalb finden wir auch vielfach in den Sagen niedrigstehender Völker, daß diese sich ihre Geschlechts- oder Ahnengottheiten in der Gestalt riesiger Land- oder Wassertiere vorstellen, die wie Menschen denken, reden, handeln und zeitweilig auch Menschengestalt annehmen.

Bei den Australnegern lassen sich die ersten Stufen dieser Entwicklung deutlich verfolgen. So sollen beispielsweise zwar die zentralaustralischen Tribes der Arunta und Waramunga auch den Geistern der erst kürzlich Gestorbenen eine gewisse Verehrung; als weit mächtiger aber gelten die Alcheringa- oder, wie die Waramunga sie nennen, die Wingarageister, das heißt die alten Geschlechts- und Ahnengeister. Nach J. G. Gillens „Glossary“ der Arunta-

sprache ist Mcheringa ein Name für jene weit zurückliegende Zeit, in der angeblich die mythischen Ahnen der Tribes gelebt haben. Und tatsächlich, sieht man sich die alten Ursprungssagen der Waramunga und Arlinta an, so erkennt man sofort, daß die Wingara- und Mcheringageister nichts anderes sind als die Geister der Gründer der Geschlechtsgenossenschaften selbst oder ihrer „Erstgeborenen“.

Eine ähnliche Verehrung der Geschlechtsgründer finden wir bei verschiedenen Stämmen des östlichen australischen Festlandes, zum Beispiel bei den Dieri, Yantramunta, Kamilaroi, Murring, Kurnai usw. Von diesem Stamme, in dem der Ursprungssahn der Geschlechter „Mukfurnai“ (das heißt erhabener Kurnai) genannt wird, berichtet A. W. Howitt (Native tribes of South East Australia, S. 567):

In allen ihren Erzählungen, in denen ein Vogelmann, ein Reptilienmann oder ein Vierfüßlermann mit einem zweifachen Charakter (das heißt bald als Mensch, bald als Tier. S. C.) vorkommt, ist das ein „Mukfurnai“: ein Wort, das man mit „erhabener Mann oder Mensch“ übersetzen kann und durch das der Kurnai der Sage von dem Kurnai der heutigen Zeit unterschieden wird. Der Sinn des Ausdrucks wird am besten durch „erhabener Urahn“ wiedergegeben; denn die „Mukfurnai“ gelten nicht nur als Vorfahren der Tribes, sondern werden auch Wehtwin, das heißt „Großvater“¹ genannt. Bemerken möchte ich, daß es nicht nur Mukfurnai, sondern auch Mukrutut (Mukut ist der Name für verheiratete Frauen) gibt. . . . Die Mukfurnai wie die Mukjaktiere² sind also ihre Ahnen — und daraus ist die Einbildung entstanden, daß diese auch zugleich Totems sind.

Ist sich auch Howitt über die Entstehung der Totems nicht klar, so sagt doch diese Erklärung deutlich, was ein Mukfurnai ist: nämlich ein sagenhafter Urahn der Geschlechter, den sich seine Nachkommen als „Tiermann“ vorstellen, das heißt dem sie, obgleich er als Kurnai (als Mensch) gilt, doch Tiergestalt verleihen und zwar die Gestalt des Totemtieres.

Die Australneger sind indes bei dieser Unterscheidung zwischen Totem- und gewöhnlichen Totengeistern nicht stehen geblieben. Wo sich unter ihnen bereits größere, mehrere Geschlechter umfassende feste Blutverwandtschaftsverbände herausgebildet haben, sei es durch Zusammenschluß nahverwandter Totemgruppen zu einem phratriarchalischen Verband, sei es durch Abzweigung kleinerer Nebengeschlechter von einer größeren mit diesen im Zusammenhang bleibenden Hauptgruppe, da verehrt auch meist diese größere Blutsgemeinschaftsgruppe einen gemeinsamen Urvater, der gewöhnlich als Vater oder Großvater der Totemgeister gilt. Vom Standpunkt des Australnegers durchaus logisch. Ist seine Totemgruppe nichts Ursprüngliches, hat sie sich vielmehr mit anderen von einer schon früher dagewesenen Gruppe abgezweigt, dann kann auch sein Totemgott nichts Ursprüngliches sein, dann ist auch dieser lediglich ein Nachkomme des Urvaters der Urgruppe.

A. W. Howitt nennt diese Alt- oder Urväter „Stammesallväter“ (tribal All-fathers), doch ist der Ausdruck nicht gut gewählt; denn erstens gibt es unter den Australnegern keine Stammesorganisationen und zweitens wird der

¹ Wehtwin ist kein Großvater in unserem Sinne. Der Kurnai nennt nicht nur seinen wirklichen Großvater so, sondern auch alle älteren Vorfahren seiner Horde, ferner alle Onkel und Urenkel. Das Wort bezeichnet demnach alle entfernteren Blutverwandten in auf- und absteigender Linie. Auf die Mukfurnai angewendet, bedeutet er nichts anderes als „Blutsurahn“.

² Mukjakt ist bei den Kurnai die Bezeichnung für Totem. Ein Mukjaktier ist also ein Totemtier.

Allvater nicht immer von allen Geschlechtern und Gorden verehrt, die nebeneinander auf einem bestimmten Gebiet wohnen und Dialekte derselben Sprache sprechen, sondern nur von denen, die sich als blutsverwandte Glieder gleicher Abstammung betrachten. Versteht man aber unter Tribe die einzelne Horde, so paßt das Wort noch weniger, da meist vier, fünf nahverwandte Gorden denselben Allvater haben.

Bei den Botjabadul heißt dieser über dem Totemgott stehende Urahngott „Bunzil“ (Erzeuger) und „Mamin-ngoraf“ (Urvater), bei den Muring „Tharramulun“ (der Ganzalte), bei den Kamilaroi „Baiame“ (der Macher, der Erschaffer), bei den Thebdora „Papang“ (der Allvater), bei den Kurnai „Mungan-ngaue“ (der „Erzeuger von uns allen“), bei den Narrinveri „Nurrundere“ (der Erschaffer) usw.

Vielfach werden in den australischen Sagen diese obersten aller Ahnen als erste Menschen betrachtet, die durch ihre Zeugung erst das australische Festland bevölkerten. So wird zum Beispiel in einer Mythie der Kurnai erzählt, daß zuerst in Gipsland nur der Mungan-ngaue allein gelebt hätte, dann hätte er aber — wie, das ist nicht verständlich — eine Reihe männlicher und weiblicher Nachkommen erzeugt, nämlich die Mukkurnai und Mukrukut, die sich, als ihr Vater Mungan-ngaue in das Geisterland jenseits der Himmelsfeste ging, in Säugetiere, Reptile und Fische verwandelten und als solche nun die verschiedenen Erstgeborenen der Geschlechter zeugten.

In den Sagen anderer Tribes sind diese Allväter jedoch keineswegs die ersten Erzeuger des Menschengeschlechts. Der Nurrundere der Narrinveri wird zum Beispiel in den Sagen seiner Nachkommenschaft als ein schwarzer Riese geschildert, der, wenn er auch allerlei gewaltige Heldentaten verrichtete, doch von irdischen Eltern gezeugt war, zwei Frauen und vier Kinder hatte und einst in alter Zeit die Narrinveri vom Darlingfluß zu ihren späteren Wohnsitz an der Mündung des Murrayflusses führte. Nicht mit Unrecht sagt George Taplin, der jahrzehntelang als Missionar unter diesem Stamme gelebt hat, in seiner naive-frommen Weise von ihm (in J. D. Woods Sammelwerk „Native tribes of South Australia“, S. 68): „Nurrundere ist eigentlich nur ein vergötterter Schwarzer, und seine Eigenschaften sind riesengroße Laster.“

Diese Unterscheidung zwischen gewöhnlichen Totengeistern und Totem- oder Geschlechtsgottheiten finden wir fast in der ganzen Südpazifik. Schon in den verschiedenen Benennungen für die Geschlechts- und die Totengeister kommt der Unterschied deutlich zum Ausdruck. So heißen zum Beispiel auf Florida und Malanta (Salomoninseln) die meist in Tiergestalt gedachten Geschlechtsgottheiten Lindalo, die Totengeister Keramo und Bioa; auf den Neuhebriden die Geschlechtsgottheiten Wota (abgekürzt Wot), die Totengeister Matemate; auf den Hawaiiinseln die Geschlechtsgottheiten Atua, die gewöhnlichen Totengeister Uhaue; auf den Gesellschaftsinseln die Geschlechtsgottheiten Atua, die gewöhnlichen Geister Barua usw.

Welches Verhältnis zwischen diesen Geisterarten besteht, zeigt deutlich die früher allgemein auf Tahiti beim Tode eines Verwandten gebräuchliche Redensart „Unuhi te varua o té atua“, das heißt „Der Atua zieht den Barua zu sich zurück“, ein Ausspruch, der deutlich an die hebräische Formel erinnert: „Er wurde zu seinen Vätern (Ahnen) versammelt“ und ebenso an den verschiedentlich im Rigveda gebrauchten Ausdruck: „Er geht ins Ašureich (Geisterreich) zu seinen Vätern“.

Da die verwandtschaftliche Gliederung der Südpolynesiern, vornehmlich der Ostpolynesiern, jedoch viel weiter ausgebildet ist als die der Australneger, so hat auch ihr Ahnenkult eine wesentliche Bereicherung erfahren. Die nirgends zu festen Ansiedlungen und zum Anbau gelangten, in kleinen Horden von 40, 50, 60 Personen umherziehenden Australneger hatten zur Zeit der Entdeckung Neuholands nur kleinere und größere Totemgemeinschaften, Geschlechter und Geschlechtsbruderschaften (Phratrien), ausgebildet, die zudem nur der Verhinderung des geschlechtlichen Verkehrs zwischen nahen Blutsverwandten dienten, irgendwelche sonstigen sozialen Funktionen aber nicht erfüllten. Eine feste Stammesorganisation mit Oberhäuptlingen, Stammesausschüssen, Ratsversammlungen usw. finden wir in ganz Neuholand nicht. Ebensovienig ist irgend ein Teil der australischen Eingeborenen dazu gelangt, jene den Totemgemeinschaften untergeordneten, meistens 30 bis 60 Personen umspannenden Familiengemeinschaften zu entwickeln, die man heute in der Ethnologie gewöhnlich als Großfamilien bezeichnet. Bei den höher stehenden ackerbau-treibenden Melanesiern und Polynesiern finden wir hingegen nicht nur feste Stammesorganisationen, sondern bereits in manchen Fällen, zum Beispiel auf den Wittinseln, auf Neuseeland, den Tonga- und Gesellschaftsinseln, die Vereinigung mehrerer Stämme zu größeren von Oberhäuptlingen regierten Inselreichen. Und ferner fanden die ersten Missionare als Unterabteilung des Geschlechtes in den entwickelten Teilen der Südsee fast überall bereits die Großfamilien vor, entweder, wie in den mittleren Teilen des Salomonarchipels, als Gehöfterschaft, das heißt als eine aus mehreren Häusern bestehende, mit einem Zaune umgebene Familienansiedlung, oder, wie auf den Schiffer-, Freundschafts- und Gesellschaftsinseln, als eine unter der Leitung eines Familienpatriarchen stehende große Hausgenossenschaft (auf Samoa Tale, auf Tonga Caunoso, auf Neuseeland Whanau genannt).

Dort, wo sich in der Südsee solche Großfamilien herausgebildet haben, finden wir regelmäßig auch die Verehrung eines Familien- oder Hausgottes: des Geistes jenes Vorfahren, der als Gründer der Familienansiedlung oder Hausgenossenschaft gilt, so daß man diese Hausgottheiten gewissermaßen als Vorläufer der altrömischen Laren und Penaten bezeichnen kann. Und ebenso finden wir dort, wo in der Inselwelt der Südsee Stammes- und Reichesorganisationen entstanden sind, auch regelmäßig Stammes- und Reichsgötter.

Wie sich die Götterwelt auf dieser Entwicklungsstufe gestaltet, veranschaulicht uns treffend der Ahnenkult der Tahitier. Die höchste ihrer Götterklassen bestand aus den Atua-fanau-po, aus den „nachtgeborenen Ahnengöttern“, das heißt aus jenen Urahnen, die nicht vom Menschen gezeugt sind, sondern aus der Urnacht (nach der Auffassung der Tahitier bedeckte vor der jetzigen Vegetation tiefes Dunkel, Po genannt, das Erdchaos) geboren sind. Zu diesen nachtgeborenen Göttern gehört Taaroa (der Schöpfer Tahitis und der umliegenden Inseln) und das von ihm aus sich selbst erzeugte weibliche Urwesen Hina, mit dem dann Taaroa in der Gestalt des Tiimaaraatai, das heißt des „Urerzeugers“, die Urerstgeborenen der Götter- und Menschenwelt zeugte: die Hina-Tii (männlich) und Hina-Creeremonoi (weiblich).¹ Die zweite Götter-

¹ Diese Urentstehungsfrage wird nicht auf allen Inseln des Gesellschaftsarchipels ganz gleichartig erzählt, sondern in mancherlei Variationen. Vielfach rechnen die Bevölkerungen der einzelnen Inseln auch ihre Stammesgötter, die Urentel Taaroas, noch zu den „nachtgeborenen“ Göttern. Jeder Stamm sucht seinen Stammesgott naturgemäß als möglichst alt und mächtig hinzustellen.

Klasse bilden die Söhne, Enkel und Urenkel dieser „nachtgeborenen“ Urväter und Urmütter, die der Sage nach zu jener Zeit, als schon das Urdunkel dem Lichte gewichen war, nach den verschiedenen um Tahiti gelegenen Inseln auswanderten und dort zu Stammkern der späteren Bevölkerung wurden. Die dritte Klasse besteht aus den Geschlechtsgottheiten, die meist in Tiergestalt gedacht und dort, wo die Geschlechtsgenossenschaften zugleich Dorfgemeinschaften bildeten, auch als Dorfschutzgötter verehrt wurden. Die vierte Klasse bilden die Familien- und Hausgötter, die Urahnen und Gründer der Hausgemeinschaften, die meist in menschlicher Gestalt gedacht wurden, wenn auch zuweilen mit allerlei Tierattributen ausgestattet. Die fünfte, niedrigste Schicht endlich stellten die Barua, die Seelen der erst in neuerer Zeit aus dem Leben Geschiedenen, teils böser Art (Dämonen), teils auf den Schutz ihrer noch lebenden nächsten Anverwandten, ihrer Söhne, Enkel, Brüder usw. bedacht (gute Geister).

Mit dieser Einreihung der Ahnengeister in Rangklassen geht eine Veranschaulichung ihrer Macht und Funktionen einher. Schon der Australnegger schreibt alles, was ihm wunderbar und sonderbar erscheint, der Wirkung seiner Geister zu. Sieht er einen steilen Felsen, einen seltsam geformten Baum oder hört er ein ihm nicht-verständliches Geräusch, so sind die Geister die Ursache. Erlangt später der Totemgott eine überragende Bedeutung, so wird dieser zum Erzeuger aller jener Erscheinungen, die nach Ansicht des Wilden eine besonders große Kraft erfordern. Der Totemgott wird auf diese Art nicht nur zum Geschlechtsgründer und Menschenerzeuger, sondern auch zum Erschaffer alles jenes Unerklärlichen, das der Wilde in seiner Naturumgebung wahrnimmt. Und wird später der Totemgott aus seiner übermächtigen Stellung durch den Stammesgott und den Volks- oder Völkerschaftsgott verdrängt, so wird nun dieser zum Allermächtigsten.

Der oberste Gott wird also zum „Welterschöpfer“: ein Wort, das jedoch für den Wilden oder Halbwilden eine wesentlich andere Bedeutung hat als für uns. Die Welt des Wilden besteht in dem, was er um sich wahrnimmt: in der Bodenfläche, die er bewohnt, in dem Wasser und der Atmosphäre, die dieses Gebiet umgeben, in den Naturerscheinungen, die sich innerhalb dieses Raumes abspielen. Von der weiten Welt des gebildeten Europäers weiß er nichts und ebensowenig von einer vieltausendjährigen Geschichte, die uns von dem Werden und Wachsen dieser Welt berichtet. Seine Welt ist nur ein kleiner, beschränkter Totalausschnitt unserer Welt. Nicht minder hat der Begriff der Erschaffung oder Schöpfung in der Vorstellung des Naturmenschen eine ganz andere Bedeutung als in der heutigen christlichen Mythologie. Eine Schöpfung aus dem Nichts versteht der Wilde nicht; sie ist ihm etwas Unfassbares; denn aus nichts wird nichts. Das Erschaffen ist nach seiner Ansicht lediglich ein Umgestalten. „Der Intellekt der Heiden“, sagt der Missionar William Byat Gill in seinem „Myths and Sons from the South Pacific“ (S. 20), „faßt nicht den Begriff eines höchsten Wesens, das das Universum aus dem Nichts erschuf. Auf Mangan (einer der Herveyinseln) war die Idee der Götlichkeit bereits so weit heruntergemindert worden, daß fast nichts mehr von ihr übrig war. Wenn die Götter etwas machen, so werden stets die Rohmaterialien, wenigstens zum Teil, als schon vorher vorhanden angenommen.“

Das gilt nicht nur von den Herveyinseln, sondern, soweit nicht in neuerer Zeit die ausgeschickten Missionare dem natürlichen Verstand der Inselaner

allerlei unverbaute, erkünstelte Begriffsabstraktionen aufgepfropft haben, von allen Bewohnern der Südsee — und über diese hinaus für alle sogenannten Naturvölker.

Auch ein Erschaffen durch bloße Machtgebote ist auf den unteren Entwicklungsstufen dem Wilden etwas ganz Unverständliches. Er kennt nur eine Umgestaltung durch Arbeitsaufwand. Dementsprechend finden wir denn auch in den alten Ursprungs- und Schöpfungsmythen der Naturvölker niemals, daß die Gottheiten nur mit Machtgeboten operieren. Wollen die Mythen zum Beispiel bekunden, daß ein Gott eine Insel schuf, so erzählen sie, wie dieser Gott Steine und Erde vom Himmel herunterwarf, wie er von einem fernen Lande große Felsen losriß und an anderer Stelle ins Meer schüttete, wie er mit großen Regen gewaltige Erdmassen aus der Meerestiefe heraufschleifte und zusammenballte usw.

So sind denn auch selbst in jenen höchstentwickeltesten australischen Stämmen, die schon zur Verehrung von Totemgottheiten und sogenannten Allvätern vorgeschritten sind, die Vorstellungen über die Entstehung des Menschengeschlechtes und der Natur außerordentlich inhaltsleer — entsprechend dem kleinen Ausschnitt, den sie von der Welt kennen, und dem tristen Ginelei ihrer Lebensweise. In ihren Ursprungsmythen wird die Erde schon als längst vorhanden, oft auch schon als mit Bäumen bestanden und als bewohnt vorausgesetzt, und die größten Taten des Urzeugers, des Allvaters, bestehen in nichts anderem, als daß er eine Nachkommenschaft erzeugt (entweder auf dem Wege der natürlichen geschlechtlichen Zeugung oder dadurch, daß er irgendwelche Tierwesen in Menschen umwandelt), dieser ein bestimmtes Gebiet anweist und dann in diesem Revier allerlei die Wohnbarkeit erhöhende Veränderungen trifft, also zum Beispiel Quellen und Wassertümpel gräbt, Felshöhen aufschichtet, die Sonne macht und an den Himmel setzt usw. Oft sind zudem diese Leistungen der Allväter recht unzulänglich. So erzählt eine Mythe der Motjobaluk (Westviktoria), daß ihr Urahn „Bunjil“ die Sonne so schlecht an das Himmelsgewölbe geheftet hätte, daß sie nicht aufzusteigen vermochte, bis schließlich der Totemgott des Elstergeschlechtes die Sonne löste und sie mit einem langen Stocke hochschob.

Je mehr sich jedoch die Lebensunterhaltungsgewinnung des Naturmenschen ausweitet, je ausgebehnter und vielgestaltiger also sein Gesichtskreis wird, zu einem desto komplizierteren, umständlicheren Akte wird auch in seiner Vorstellung die Welterschöpfung. Erfolgt auch in den Sagen dieser höheren Stufen die Schöpfung niemals aus dem Nichts, wird vielmehr stets das Chaos als gegeben vorausgesetzt, so sind doch eine lange Reihe komplizierter göttlicher Handlungen nötig, bis allmählich aus diesem Chaos die heutige Welt hervorgeht.

Dafür einige Beispiele.

Die verbreitetste Ursprungssage der Samoaner (die Samoaner haben mehrere derartige Sagen), die wir in ähnlicher Fassung auch auf Hawaii und Tahiti vorfinden, die also schon vor der Abzweigung der ostpolynesischen Bevölkerung von der westpolynesischen existiert haben muß, hat, kurz zusammengedrängt, folgenden Inhalt:

Erst war das weite Meer, eine endlose Wasserfläche. Darüber wölbte sich der Himmel, in dem Tangaloa mit seinen Götterkindern hauste. Er sandte seine Tochter in Gestalt einer Seelersche herab, nach Land auszu-

spähen. Sie vermochte kein Land zu entdecken. Traurig kehrte Tangaloas Tochter zurück. Doch dieser sandte sie nochmals zum Nachforschen aus, und nun fand sie, was sie suchte. Im Meere hatte sich eine große Schlamminsel gebildet, die sich zum Morast und schließlich zum festen Lande entwickelte. (Nach einer dritten, späteren Variation fand Tangaloas Tochter wieder kein Land, und Tangaloa stürzte nun vom Himmelsgewölbe einen mächtigen Felsblock ins Meer, die spätere Insel Savait, dann einen zweiten Felsen, das spätere Upolu.) Darauf sandte Tangaloa die Seelerche mit einer Schlingpflanze herab, um diese in das morastige Erdreich zu pflanzen. Die Pflanze gedieh und vermehrte sich, und an ihren Wurzeln entstanden in dem feuchtwarmen Erdreich die Milben und Madenwürmer, die ersten Lebewesen der Erde. Aus diesen entsprossen allmählich andere Kriech- und Schalentiere, bis schließlich in einer jüngeren Erdperiode aus dem Tierreich der Mensch hervorging.

Die Sage erscheint dem, der die Psychologie des Naturmenschen nicht kennt, als ein buntes Spiel der Phantasie, und doch beruhen alle ihre Gedankenbilder auf sinnlicher Anschauung, auf Naturbeobachtung. Da der Inselaner rings um sich das weite Meer erblickt und seine Insel nur als kleine feste Fläche in diesem Meer sieht, so faßt er ganz natürlich das erste Werden derart auf, daß zunächst nur eine große Urflut vorhanden war, in der erst später Inselflächen entstanden. Wodurch? Dadurch, daß durch Geisterkraft Erdmassen hineingeworfen wurden, oder daß die Wogen Schlammmassen zusammentrieben, die, wie es in der obigen Sage heißt, zuerst nur einen Morast bildeten und dann zu festem Boden wurden: ein Vorgang, den der Südeininsulaner oft zu beobachten Gelegenheit hat. Und auf solchen Schlamminseln sammeln sich nun, durch das Meer aufgeworfen, allerlei Wasserpflanzen (Tange, Algen usw.). Sie schlagen Wurzeln, und zwischen diesen entstehen, ausgebrütet durch die Sonnenglut, Maden und Morastwürmer. Alles Vorgänge, die der Wilde fast täglich auf den Schlammablagerungen der Küstenstrecken beobachtet.

In manchen kosmogonischen Mythen der Polynesier erscheint übrigens als erste Schöpfungursache nicht ein Gott, sondern eine geheimnisvolle Urkraft, welcher der oberste Urvater selbst erst entspringt, zum Beispiel auf den Herveyinseln und auf Neuseeland; doch finden wir dort neben solchen Sagen auch ältere Mythen, in denen ebenfalls der oberste Gott als Urschöpfer auftritt.

Deutlich ergibt sich daraus, daß die Sagen, in denen als erstes Agens eine Art Urkraft erscheint, neueren Datums sind.

Eine der interessantesten dieser neueren Kosmogonien ist die folgende neuseeländische Priestermythe:

Zu Anfang lagerte über der Urflut Po, die Urnacht. Daraus entstand Te Napunga, das unbestimmte Sehnen, dieses breitete sich mehr und mehr aus und weckte Te Kufuna, die Empfindung, die, sich vergrößernd, zu Te Hihini, der Atem- und Lebensregungskraft, wurde. Aus dieser entstanden nun nach langen Zeiträumen zunächst Te Mahara, der Gedanke, dann Hinengaro, das Geisteserwachen (Bewußtseinsdämmerung), darauf Manako, das Verlangen, Begehren (Wollen), und aus diesem endlich Te Wananga, die göttliche Kraft (Wirkungskraft), die nun die Nacht (Po) durchbrach und die Periode des Tages- oder Welterwachens begründete, in der zuerst das

Himmelsgewölbe, dann der Mond und die Sonne, darauf die Inseln entstanden:

Die Atmosphäre dehnt sich über die Erde,
Die große Feste da oben, dämmernd im Tagesgraun;
Nun taucht auf der Mond,
Und dann aus hitzgeschwängertem Duft
Tritt leuchtend hervor die Sonne,
Aufgerichtet beide da oben als Augen des Himmels;
Und hell und heller wird's in den Höhn.
Lichtdämmerung! Der erste Tag bricht an!
Dann Mittagsglut. Im Lichtglanz strahlt die Himmelsfeste.

Erst nun, nachdem die Erde da war, entstanden die persönlichen Götter, und darauf, in der sechsten Schöpfungsperiode, die Menschen.

In anderen neuseeländischen Schöpfungslagen wird dieser Gedanke noch weiter ausgeponnen. So wird vielfach eine der „Periode der Tat“ (das heißt der eigentlichen Schöpfungshandlung) vorausgegangene „Periode des Gedankens (der Idee)“ angenommen, von der es in einer dieser Kosmogonien heißt:

Aus Wahrnehmung, sich vermehrend,
Wird im Wachsen der Gedanke,
Aus Gedanken die Erinnerung,
Aus Erinnerung das Bewußtsein,
Aus Bewußtsein das Begehren.

Und aus diesem Begehren entsteht nun das Wollen, aus dem wieder die göttliche Wirkungs- oder Tatkraft, die Grundlage der Schöpfungshandlung, entspringt.

Eine eigenartige Entwicklungsphilosophie, die uns fast dazu verleiten könnte, anzunehmen, die neuseeländischen Priester hätten die Logoslehre des Philo von Alexandrien oder gar die Hegelsche Lehre von der Präexistenz und der Selbstbewegung des Begriffs studiert. In Wirklichkeit ist auch der neuseeländische priesterliche Lehrsatz „Zuerst war der Gedanke, dann die Tat“ nichts anderes als ein einfaches Ergebnis der Beobachtung — in diesem Falle der Selbstbeobachtung. Vergleicht man die verschiedenen Äußerungen der Mythen über die Geburt der Tat aus dem Gedanken mit dem Sinne der gebrauchten Ausdrücke, dann ergibt sich ziemlich deutlich, daß die Maoripriester zu dieser Auffassung durch ungefähr folgende Reflexion gelangt sind: Der vernünftige Mensch handelt nicht instinktiv, sondern in Erfüllung eines Willens. Gilt das aber vom Menschen, so noch mehr von den Göttern. Woher kommt aber der Wille? Aus dem Denken (den Gedanken). Und woher kommt das Denken? Aus der Sinnesregung (der Empfindung). So baute sich denn, ausgehend von der Empfindung (Te Kaitiaki) — dem, was die heutige Philosophie meist Wahrnehmung, die ältere Eindruck nennt —, die neuseeländische Priesterchaft folgende Entwicklung auf: Zuerst die Empfindung (Sinnesregung). Aus dieser entsteht, indem sie sich wiederholt, der Gedanke. Doch der einfache Gedanke genügt nicht; erst indem er öfter wieder auftaucht und im Gedächtnis haftet, sich also zur Erinnerung gestaltet, wird er zu einem bewegenden Faktor. Er wird zum „Sichbewußtwerden“ der Dinge (zur Erfahrung und Überlegung). Dieses Bewußtsein aber weckt das Verlangen, aus dem sich das feste Wollen ergibt, und dieses endlich setzt sich dann erst in Handlung um.

Das ist die ganze Philosophie, die dem obigen Gedicht zugrunde liegt — nicht ein Produkt phantastischer, philosophischer Spekulation, wie Bemernder der Maoripoeste behauptet haben, sondern ein Ergebnis scharfer Selbstbeobachtung. Immerhin steckt in dieser neuseeländischen „Erkenntnistheorie“ bereits eine ansehnliche Dosis abstrakten Denkens. Australneger und Papuas würden nie aus sich selbst zu solcher Reflexion gelangen.

Bücherschau.

G. Laufenberg, **Hamburg und sein Proletariat im achtzehnten Jahrhundert.** Eine wirtschaftshistorische Vorstudie zur Geschichte der modernen Arbeiterbewegung im niederelbischen Städtegebiet. Hamburg 1910, Kommissionsverlag Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Muer & Co. in Hamburg. 125 Seiten. Preis 80 Pfennig.

G. Wendel, **Frankfurt am Main von der großen Revolution bis zur Revolution von oben (1789 bis 1866).** Frankfurt a. M. 1910, Buchhandlung Volksstimme. 192 Seiten. Preis: Vereinsausgabe broschiert 1,20 Mark, gebunden 2,20 Mark. Auch in 6 Heften zu 20 Pfennig. Buchhandelausgabe broschiert 2,50 Mark, gebunden 3,50 Mark.

Vor einigen Jahren sprach Genosse Bebel in der „Neuen Zeit“ den Wunsch aus, daß mit der lokalen Geschichtschreibung der deutschen Arbeiterbewegung vorgegangen würde. Er meinte, das Quellenmaterial aus der älteren Parteigeschichte werde immer spärlicher, und die alten Genossen, die die Ereignisse noch mit erlebt hätten und manche wertvolle Auskünfte geben könnten, stirben aus. Eine Geschichte aber, die ohne Fühlung mit jenen geschrieben würde, die die Ereignisse erlebt und die hauptsächlich in Betracht kommenden Persönlichkeiten noch gekannt hätten, verirrte sich leicht ins Dichten und Komponieren.

In diesen Bemerkungen liegt ohne Zweifel viel Wahres, aber wir möchten sie nicht als den leitenden Gesichtspunkt für die lokale Geschichtschreibung der Partei aufgefaßt wissen. Wer eine Zeit mithandelnd und mitkämpfend erlebt hat, sieht sie immer nur vom subjektiven Gesichtspunkt an, und wenn er sie nun gar aus dreißig-, vierzig-, fünfzigjähriger Erinnerung erzählt, so gerät er leichter als irgendwer ins Dichten und Komponieren. Als Goethe seine Lebensgeschichte abfaßte, sammelte er ein gewaltiges Material zeitgenössischer Literaturquellen, um seine persönlichen Erinnerungen aufzupolieren und zu berichtigen, und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht auch Genosse Bebel, als er seine Denkwürdigkeiten zu schreiben unternahm, dieselbe Vorsichtsmaßregel beobachtet hätte.

Es sei noch einmal gesagt, daß der Wert persönlicher Erinnerungen damit in keiner Weise herabgesetzt werden soll, aber sie können nicht die Hauptquelle einer geschichtlichen Darlegung sein. Was ihnen vorausgehen muß, ist eine historisch-wissenschaftliche Darstellung der Tatsachen und Zustände selbst, aus der Zeit, um die es sich handelt; erst damit ist die Möglichkeit gegeben, das subjektive Element aus den persönlichen Erinnerungen auszuschalten. Wenn Goethe gerade auf literarischem Gebiet eine Autorität allerersten Ranges ist, so muß man ihm schon glauben, daß der Siebenjährige Krieg die Mutter unserer klassischen Literatur gewesen sei, allein wenn man die Kabinettskriege und Söldnerheere des alten Fritz nach historisch-wissenschaftlicher Methode untersucht, so entdeckt man bald, wie sehr der Altmeister von Weimar in diesem Punkte „gedichtet und komponiert“ hat.

Deshalb erscheint uns auch für die lokale Geschichtschreibung der Arbeiterbewegung als notwendig, in erster Reihe den historischen Boden der lokalen Entwicklung zu untersuchen, und unter diesem Gesichtspunkt begrüßen wir mit Leb-